

MARTIN ZELS

Aus der  
HAUT

*Roman*

braumüller

Für Miriam.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung  
sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in  
irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes  
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage 2018  
© 2018 by Braumüller GmbH  
Servitengasse 5, A-1090 Wien  
[www.braumueller.at](http://www.braumueller.at)

Lektorat: Johann Auer  
Coverbild: © shutterstock\_Will Wagner.jpg  
Autorenfoto: © Johannes Strassl  
Stammbaum Max Voss: Frätting  
Druck: CPI books GmbH, Eberhard-Finckh-Straße 61, 89075 Ulm  
ISBN 978-3-99200-216-0

Als das Kind Kind war,  
warf es einen Stock als Lanze gegen den Baum,  
und sie zittert da heute noch.

*Peter Handke*

## O/Ohne Richtung, ohne Zeit

Wenn es hier einen Vorhang gäbe, einen wie im Theater.  
Er ginge nicht auf.  
Er bliebe zu und man würde sehnsüchtig warten.  
Auf einen, der sich endlich traut, dahinter zu schauen.

Sagen wir einfach, es gibt diesen Vorhang. Er ist blau,  
nicht rot.  
Davor sitzt einer, allein.  
Er hat eine Stinkwut im Bauch.  
Und er ist traurig. Beides.

Seine Wut zwingt ihn rasende Flüsse hinab.  
Vorbei an tödlichem Stein.  
Seine Traurigkeit lässt ihn in stillem Wasser stehen.  
Einfach so. Endlos.

Im Süden sind sie auch oft auf diese Art wütend, heißt es.  
Und im Osten kennt man seine Traurigkeit gut.  
Er erhebt sich plötzlich aus seinem Sessel, blitzschnell.  
Ganz langsam geht er auf den Vorhang zu.

## I/Südosten, 2017

Spätsommer.

Die Donau fließt in dicken Fuhren und vollen Kähnen dahin, träge nach Südosten. Abwärts.

Voss.

Hier am Ufer sitzt er schon seit Stunden still. Und wartet. Auf seinen Anfang. Er sieht nur immer dem alten Fluss nach und wird noch ein Weilchen bleiben. Wenn es ihm gelingt. Denn eigentlich will er mit. Aber er wird bleiben, weil er noch etwas zu erledigen hat. Zurückschauen, also aufwärts. Voss will das schon lange, nur jetzt kann er es nicht mehr wegschieben. Er hat keine andere Wahl, er muss es aufschreiben. Es niederschreiben. Es hin- und herschreiben. Es abschreiben, bei sich.

Süden und Osten.

Die beiden Himmelsrichtungen, die ihn gemacht haben. Die ihn haben werden lassen, was er ist. Max Voss, geborener Bachmeier. Die beiden Richtungen, die ihn beinahe zerrissen und die ihn wieder zusammengebaut haben. Stück für Stück. Nicht nur einmal. Bis er geflüchtet ist, Voss, ein wenig weiter flussabwärts. Hierher, zu seinem alten Freund, dem Maler. Nach Österreich.

Süden und Osten.

Dabei hätte alles viel schlimmer kommen können. Südnorden. Oder Westosten. Gleichzeitig. Und entge-

gengesetzt. Aber das tut kein Fluss und kein Wind. Das tun nur Menschen. Und meistens gibt es dann Ärger. Denn dann zerreißen sie sich. So ist es auch bei ihm, in seiner Geschichte. Dort, wo Max Voss jetzt hingeht, weil er am Ufer zurückbleibt. Das will er schon lange. Und er wird es nicht mehr wegschieben. Er ist es leid, dieses immer wieder Heimkommenwollen und dann doch nichts weiter zu sein als nur ein Gast. Auch damals schon, als er noch Tag für Tag dort lebte. Flussaufwärts, in Niederbayern.

## 2/Südosten, 2017

Es passiert ja dort kaum je etwas Nennenswertes, heißt es. Nie wird dort etwas Wichtiges entschieden, oder gar gedacht. Niederbayern.

Und doch. Was kamen schon für Kerle aus dieser Gegend! Kerle, die einen das Fürchten lehren konnten. Wie die Unholde kommen sie oft aus ihren Häusern gerannt. Und sie haben dabei gerne eine ordentliche Wut in sich, die sie herauslassen werden. Wie den Hund, der zu lange an der Kette gelegen hat.

„Bua, pass bloß auf!“

Sie überschlägt sich auch fast vor Freude, diese schwanzwedelnde Wut. Sie reißt alles mit, lässt alles hochleben und wieder absterben. Die Ebenen und Hü-

gel schreien, pfeifen mit, da kreischen die Winde und es ächzen die Hütten darunter. Man duckt sich weg und kichert dabei vor Wonne.

Wut und Sturm. Eine niederbayerische Hochzeit. Keinen hält es lange auf seinem Platz. Man sieht den Leuten an, wie gerne sie dabei sind. Wie gerne sie mitgehen oder weglaufen. An den Tagen dieses unbändigen Hinausrennens. Eine maßlose Freude am Getriebensein.

Danach taumelt man heimwärts, fällt zurück in trostlose Betten. Einschlafen mit der Gewissheit, dabei gewesen zu sein. Bei dieser Wut, die alles fliegen lässt. Und wieder liegen lässt. Durcheinander, alles durcheinander.

Früher. Voss denkt sich hin nach damals. Wie er da war. Max. Als er noch Max Bachmeier war. Und wie er als Max Bachmeier immer schlotternd in einer der Hütten saß. Bei Sturm. Er war nie gerne dabei gewesen, er war zu Hause geblieben. Wie auch der alte Donaumann immer zu Hause geblieben war, in der Donau, als Zeuge all dieser Geschichten. Voss hat das Bild als Kind geliebt und gefürchtet.

Heute ist ihm von all dem nur noch sein Fluss übrig.

Er hat sich hier am Ufer den grauen Holztisch aufgestellt. Zum Schreiben. Der ist vollgesogen von unendlichen Sommergesprächen. Auch von viel Wein, der wurde oft auf ihm verschüttet. Und der Kopf. Verborgener unter lauten Tränen hinter verschränkten Armen. Oft wurde an diesem Tisch so laut gelacht, dass die dösende sommerheiße Katze panisch floh und der

Hund hysterisch und schwanzwedelnd bellte. Bange Geständnisse und leise gemurmeltel Trost hat er eingeatmet. So, wie jähem Zorn und stillem Schauen. Der Tisch.

Die Donau. Gluckst leise. Seine Ordnung, seine gleichmütige Zeugin, die er nicht lange bitten muss. Immer gegenwärtig. So wie ihre Richtung. Für Voss riecht das Wort *Süden* nach der eigenen Heimat, steht für die Familie seiner Väter, die Reihe der Ludwigs. Jäher Zorn. Und *Osten* riecht nach Opa Siegfried, den er nie kennengelernt hat. Und nach Oma Lina. Osten war immer die Richtung, aus der Voss' Mutter gekommen war. Stilles Schauen.

Die Donau. Da fließt sie, still und träge. Bald nach Süden, bald nach Osten. Schwer beladen mit sich selber und den übervollen Kähnen. Voller wichtiger Dinge. Immer weiter abwärts, bis dorthin, wo wohl auch seine Geschichte zu Ende sein wird. Voss wird heute noch ein wenig am Ufer sitzen und wird zuhören, er wird dabei sein, wenn sie aufwacht. Mit all dem Personal, das in ihr herumspukt. Und dann wird er wohl mitgehen. Sich überlassen. So gut es geht.

### 3/Süden, 1933

Zuerst stellt er sich breitbeinig vor die anderen hin. Stemmt würdevoll die Arme in die Hüften. Blickt kurz etwas pastoral in den Himmel. Und bellt sie dann alle an:

„Ludwig der Zweite!“

Meistens lachen die Leute, denn so kennen sie ihn schon. So darf er bei ihnen im Dorf und in Gottes Namen auch sein. Solange er seine kindischen Spinnereien nicht allzu laut übers Land schreit. Süden.

Sieben Kinder sind sie zu Hause gewesen.

„Ludwig der Zweite!“

Er stellt sich gern so vor. Weil er denkt, dass es sich lohnt. Ein wenig gelassen und humorig daherkommen. Jetzt, wo sich all das nun mal nicht mehr ändern lässt. Nicht der Erstgeborene sein. Dennoch den Vornamen des Vaters erben. Der zweite Ludwig sein. Wenn er es genau betrachtet, dann ist er doch mit Rang zwei ganz gut gefahren, all die Jahre. Dann eben nicht den ohnehin verwaisten Hof des Vaters übernommen. So wie sein älterer Bruder, der Erstgeborene, der Fonse. Alfons. Dann eben nicht jeden Tag den Brüllkühen nachgegangen, den quietschenden Säuen und den gellenden Schreien des Hahns.

„Kreuzkruzifix noch einmal!“

Sondern etwas ganz anderes gemacht. Sich etwas einfallen lassen!

Das ist das Wichtigste auf der Welt, hatte der Vater zu Lebzeiten immer gesagt. Und Ludwig, sein Zweiter, ist folgsam. Aber frei will er schon auch sein. Zum Beispiel als einfacher Hilfsarbeiter die Welt sehen? Erst hier, dann dort in Lohn und Brot?

„Das ist doch was, oder, Vatter im Himmel?“

Der Sohn spricht seinen Vater gern dort an, wo er ihn im Augenblick vermutet. Und der Vater im Himmel antwortet immer prompt.

„Freilich, du blöder Bua, ein rechter Scheißdreck ist das!“

Dabei muss es der doch von oben herab schon längst gesehen haben. Dass es hier keine Arbeit mehr gibt. Schon lange nicht mehr. Seit der Schweinerei von Versailles, die der Alte selber nicht mehr hat miterleben müssen. Der Alte, der nicht alt wurde. Sechsendvierzig. Im letzten Jahr des ersten Weltkriegs irgendwo in einem sinnlosen Dreck. Nordfrankreich.

Ludwig dem Zweiten wird es später nicht recht viel anders gehen. Sechsendfünfzig. Damals ist das schon ein Alter. Aber wirklich alt ist es noch nicht. Und auch sein Sohn, Ludwig Bachmeier, Voss' Vater, gesellt sich früh zur Reihe seiner Väter. Achtundfünfzig.

„Ludwig der Zweite!“

Max hatte als junger Bub an Allerheiligen immer vor dem Grabstein seines Opas gestanden. Das kleine Porträt betrachtet. Hatte diesen halbkahlen Kopf mit dem seines Vaters verglichen. Auch mit seinem eigenen. Und hatte die Welt nicht verstanden. Max sah niemandem ähnlich. Damals.

„In der Heerrlichkeit des Vaatäärs, bitte für uns o Härr!“

Heute ist das anders. Voss trägt seine Väter auf den Schultern und im Gesicht. In den Knien und im Kopf, in den Augen und den Händen. In allen Säften und Kreisläufen ist er ein Teil von ihnen. Nur nicht in seinem unrhythmischen Herzen. Sein Herz. Das hat einen wilden Schluckauf, ab und an. Seit er sich einmal fast umgebracht hätte. Ha! Aber irgendwann wird es wieder in einem gleichmäßigen, langsamen Walzer schlagen. Ganz von selber. Und gut. Voss glaubt das wirklich.

Jedes Mal, wenn er sich heute das kleine Porträt des Großvaters in seinen besten Jahren ansieht, spannt sich in seinem Bauch ein langes Seil. Zwischen Sehnsucht und Befremden. Das zieht und schmerzt. Darüber balanciert ein noch sehr kleiner Max. Der nicht hinuntersehen kann zu dem. Er kann sich einfach nicht vorstellen, den da unten als seinen Großvater anzusprechen. Seinen Ahnen. Ludwig, den Zweiten. Den er nie gekannt hat. Nach dem sich sein Vater immer so geseht hat. So wie Max sich später nach ihm.

„In der Heerrlichkeit des Vaatäärs, bitte für uns o Härr!“

Kann man solche Männer lieben?

„Opa?“

Voss trägt einen bayerischen, königlichen Namen, ganz wie seine Väter. Max. Den „Bachmeier“ hat er abgelegt, hat ihn verworfen, ihn ganz hinter sich gelassen.

Er wollte auf keinen Fall in einer Reihe mit diesen Männern stehen. Nie mehr. Damals, als er noch glaubte, dass man dafür nur den Nachnamen ändern muss. Einfach den der Frau nehmen. Beim Heiraten.

Der Standesbeamte schaut kurz auf. Max schluckt.

Vater Ludwig beißt die Zähne zusammen.

„Die Eheleute tragen den Namen ‚Voss‘.“

Jetzt ist Max achtundvierzig, ist lang schon wieder geschieden. Aber noch immer heißt er so. Voss. Wie seine Tochter, Judith Voss. Und es schaudert ihn der Gedanke, am Ende wirklich mit siebenundfünfzig schon in die Grube zu fallen. Diese Zahl haben seine Väter noch nicht besetzt, diese Zahl, zwischen den beiden, ist noch offen.

In die Grube fallen. Dieser Ausdruck. Er erinnert sich an den alten rotzlockenleckenden Totengräber seines Heimatdorfes. Der alte „Totenmichl“ roch nach Moder und Weihrauch, ging gebückt wie der Glöckner von Notre Dame und trug den Kopf eines sehr dreckigen Kalbes. Schwamm drüber. In die Grube fallen will Voss erst mit zweiundachtzig. Frühestens. Wenn er alle Geschichten erzählt und gehört hat, die er erzählen und hören will. Diese Geschichten! Die seiner Großeltern, die seiner Eltern, seine eigene. Die echten wie die erfundenen, alle! Dann, am Ende, werden sie ihn hochleben und wegfliegen lassen. Mit vereinten Kräften, leicht, vielleicht sogar mühelos.

Norden wäre schön.



## 4/Osten, 1940

Früher Abend.

Schau, da sitzen sie zusammen in einer Stube, wie zwei frierende Vögel in einem zu kleinen Nest: Lina und ihr Siegfried.

Die andere Seite jetzt, die mütterliche.

Voss betrachtet in Ruhe seine beiden späteren Großeltern. Es geht ihnen gut. Es ist im Moment auch tatsächlich fast alles gut bei ihnen. Einiges wird sogar immer besser. Weil sie jetzt nicht wissen können, was da kommt. Was soll denn noch kommen? Wenn sie das, was da noch kommt, damals schon gewusst hätten, wäre Lina wieder der Mut gesunken. Und wieder hätte sie ganz genau gewusst, dass der liebe Gott nie an sie denkt, wenn er im Himmel ein kleines Stückler Glück zusammenzimmert. Sie liebt ja solche Bilder. Osten.

Ihr Siegfried ist bei der Bahn. Im Moment ist er noch Lokomotivheizer. Aber mit Aussichten. Eine gemeinsame Wohnung wird es bald geben. Nicht hier. Sondern hinter Aleksandrow, schon fast in Łódź. Das liegt in Polen. Und dort ziehen sie ein, gleich nach der Hochzeit. Schlafzimmer, Stube und Küche! Die Behörden sind dieser Tage flott. Ist auch generell leichter alles, jetzt, wo die Verhältnisse klar sind und wo es gut aussieht für die Deutschen.

Natürlich nicht mehr lange, da kommt ja noch was.

Man weiß das heute alles, aber Voss macht es trotzdem Freude, sich das von dort her anzuschauen. Immer wieder. Sich vorzustellen, wie die beiden dasitzen. Wie sie stickt. Und wie er immer aus dem Fenster schaut, ganz einfach.

Ein sehr kleiner Ort bei Aleksandrow. Ruda-Bugaj. Steht so in den alten Arier-Nachweisen. Zu Hause, bei Voss, in Nürnberg. Łódź heißt damals Litzmannstadt. Seit es bei den Deutschen ist, schon ein Jahr jetzt. Und Aleksandrow heißt natürlich damals auch anders. Alexanderhof. Und nach den Deutschen wird es wieder Aleksandrow heißen. Du meine Güte.

Lina und Siegfried. Irgendeine Frau und irgendein Mann.

„Du, Siegfried, sagst du nicht auch, wie das schön klingt: Siegfried und Lina Weber? Sagst du auch, gell? Das klingt richtig. Wir brauchen uns nicht mehr zu denken. Jetzt haben wir bald uns. Gell, Siegfried, nich? Warum denkst du denn die ganze Zeit? Und immer siehst du zum Fenster raus. Ist da was? Du wirst noch dem alten Graumann seinen Hasenstall verhexen, wenn du dauernd so zum Fenster hinausstarrst.“

Lachen.

„Ja, Lina, du und ich. Das wollte ich schon immer so. Seit ich denken kann.“

Lächeln.

„Siegfried, du. Meine Sachen hab ich alle beisammen, und auch fast alles von deiner Seite. Jetzt brauche ich nur noch den Taufnachweis von deiner Wendland

Oma. Und den von deinem anderen Opa. Das wird erst eine Plackerei, bis ich den besorge. Immer wieder zu die Gemeinde reingehen und dann die elende Warte-  
tere und was nich noch alles!“

Der Siegfried hört ihr nicht zu, und sie merkt es. Aber es stört sie nicht, denn der Siegfried ist eben ihr Siegfried, sagt sie immer. Und viel, viel später wird sie es immer noch sagen, immer wieder. Bis ihre Kinder sich die Ohren zuhalten müssen, wird sie sagen, dass sie es beide nie leicht gehabt hätten, als sie selbst noch Kinder waren. Beide nicht! Ihr Siegfried nicht, und sie, die Lina, auch nicht. Aber da ist es noch ein weiter Weg, bis dahin.

„Ach, es hat ja seinen Sinn, Siegfried, und drum. Du, jetzt denk nochmal bissel nach! Wo kann deine Mutter die Familienpapiere hingetan haben, bevor ihr der Herrgott das Leben genommen hat? Die paar Zettel wird doch nich der Erdboden verschlucken! Hm, Siegfried?“

Siegfried verhext weiter den Hasenstall und macht dabei ein Gesicht, fast so trübe wie der alte Graumann immer. Das ist Linas Onkel, auf dessen reichem Hof sie aufgewachsen ist, als auch ihre Eltern starben. Da war sie elf. Und da, in einer kleinen Stube auf diesem Hof, im Hinterhaus, da sitzen sie jetzt.

„Es hat schon seinen Grund, Lina, dass sie diese ganzen Nachweise brauchen.“

Sagt der Siegfried.

„Für das Stammbuch, sagen sie. Wegen den Juden.“

Sagt Lina. Und.

„Als ob das jetzt noch so wichtig wär.“

Und.

„Wo se von hier doch schon fast alle fort sind.“

Siegfried hört es, wie sie das sagt. Mit so einem Gefühl hört er es. Das kennt er gut von sich. Aber er kann nicht viel zu Lina sagen. Jetzt nicht. Vielleicht sagt er ein anderes Mal mehr. Er möchte ja schon.

„Lina, ich muss bald wieder zum Dienst. Ich mag jetzt nicht an die Papiere denken.“

Die beiden sitzen noch ein Weilchen. Sie stickt und weiß, dass sie still sein soll. Er sitzt und schaut aus dem Fenster. Alle Hasen sind jetzt verhext und Voss räumt das Feld.

Er schaut auf das Wasser, die Sätze fließen fast von selbst. Es sei denn, er denkt an Ludwig. Seinen Vater. Vater. Ludwig. Der will noch nicht mittanzen auf der Donau, den hat er noch nicht aufgestellt auf dem nasen Spielfeld. Näherkommen, herankommen lassen sollte man ihn. Ruhig, Voss, ganz ruhig. Vielleicht bis morgen warten?

Ja.

## 5/Süden, 1980

Sie stehen beide vor dem Spiegel.

In dem Einfamilienhaus, das Ludwig hat aufstellen lassen, gibt es eine kleine Diele. Da hängt ein Spiegel mit einer sehr kleinen Lichtquelle daneben. Sagen wir es, wie es ist: mit einer ziemlich dunklen Funzel daneben.

Sie stehen beide vor dem Spiegel.

Voss kann sich an einiges erinnern. Was da in dieser kleinen Diele schon passiert ist. Fast alles, hat er das Gefühl, passierte in dieser kleinen Diele. Mit der Funzel daneben. Da sieht man nicht viel. Aber man kann so viel hören. Sobald man nur einen kleinen, wirklich stillen Moment allein in dieser Diele steht. Und lauscht. Man kann alles hören. Alles, was in diesem Haus schon vor sich ging und nicht hätte vor sich gehen sollen.

„Bist du sicher, Max?“

„Was, wobei sicher?“

„Was vor sich hätte gehen sollen und was nicht?“

„Nein, Papa, ich bin nicht sicher.“

Man kann in der Diele alles hören. Vielleicht sogar noch ein wenig mehr. Einmal nah, ganz nah. Dann wieder fern. Wie ein Echo.

Da, gleich hier am Boden, das verlorene Schmatzen eines träumenden Hundes. Unten im Keller: eine Holzfeile. Schnell und bedächtig, hin und her, hin und her. In einer Weite, in einer Nähe, in einer Gleichzeit,

die es damals für Max noch gab. Und dort, ganz entfernt jetzt, vielleicht in einer sehr hinteren Ecke des Gartens? Das Blättern einer Seite. Einer Zeitung vielleicht. Nein, kleiner, schneller, anderes Papier – ja, ein Comicheft.

„Wer blättert?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht Angela?“

Es klingt ja dort im Garten alles völlig anders, viel trockener, mehr nach bereits braunem, spätsommerlichem Laub. Man kann das noch immer hören, wenn man eine Begabung zur Stille hat.

Voss ist ganz still jetzt. So still er kann.

Die Diele. Es ist der Ort, an dem der Vater sich jeden Morgen von der Mutter verabschiedet. Wenn er zur Arbeit geht. Und jedes Mal hat es Max gewundert, dass sie ihn küsst. Dass sie das kann. Hedy. Dass es in Ordnung zu sein scheint, dass sie ihn küsst. So wie Ludwig sie. Zum Abschied. Als ob nichts gewesen wäre. Hedy. Ludwig. Kuss. Als ob sie es noch einmal versuchen wollten, jeden Morgen derselbe Vorsatz in derselben Diele. Wir versuchen es noch einmal, ja? Nein?

Natürlich, ja.

Oder. Es war gar nichts, nein, nichts, stimmt's? Stimmt's?

Ja, stimmt. Nichts.

Still, hör doch.

Genau dort in der Diele, etwa ein Jahr nach diesem Spiegelsonntag. Angela, die Schwester von Max, die sich weinend die Ohren zuhält, weil er so laute Musik

hören muss. Denn es ist später Nachmittag und die Mutter ist einkaufen. AC/DC. Live. If You Want Blood. Das Hämmern und Hacken der Musik macht dieses Haus jetzt zu seinem. Max Bachmeier, Herrscher über einen Hund. Der entfernt in einer Ecke döst, schmatzt, träumt. Und eine Schwester, die weint, weil sie nichts machen kann. Gegen den jungen König. Gegen den zweiten Mann im Haus. Let There Be Rock. Die Angela hat es nicht leicht, aber Max sucht genau diese Schwere. Die macht ihm alles leichter. Und das ist doch viel wichtiger als Angelas Tränen.

Erst ein Jahr vor diesem Spiegelsonntag hat er noch mit seinem Schulfreund Franz und der Schwester einen ganzen Nachmittag lang Wiener Walzer getanzt. Strauss. Kaiserwalzer. Dieselbe Stereoanlage. Dieselbe Schwester. Dieselbe kleine Diele. Aber ein Jahr zuvor klingt eben anders. Etwas leichter noch. Ein anderes Leben.

Heute, 1980, stehen sie in dieser Diele. Vater und Sohn. Max und Ludwig Bachmeier. Es ist Sonntag. Ein guter Sonntag. Einer, der sich über das zähe Mittagessen hat retten können. Auch über die anschließende Sonntagspredigt des Vaters hinweg hat er es geschafft. Und herum gemogelt hat er sich schließlich noch um die gefürchtete sonntägliche Frage des Vaters.

„Sagt’s einmal, spielen wir was miteinander, ha?“

Nein, ich will nicht mit Dir spielen, ich glaube Dir nicht, dass Du spielen magst, ich glaube, dass Du nur die Idee brauchst,

gespielt zu haben mit Deinen Kindern, nur die Vorstellung, sie vielleicht eine unschuldige, kleine, friedliche Weile lang beobachtet zu haben. Bei ihrer kindlichen Sicht auf ein kleines, friedliches Spiel, und auf alles, was Du selber nicht mehr siehst. Weil Du heillos geworden bist. Rastlos. Papa.

Friedlos.

Ich will nicht sehen, wie sehr Du Dich gesehnt hast nach so etwas, wie diesem kleinen, friedlichen Spiel, und wie sehr es Dich jedes Mal getroffen hat, wenn wir Kinder Dir missmutig, aber mit größter Diplomatie vermittelt haben, wie einem noch kleineren Kind: dass man nicht spielen will mit Dir. Dass man sich höchstens auf einen gemeinsamen Hans-Moser-Film am Nachmittag einigen könnte. Den haben wir dann zu viert gesehen. Mama strickte, wir beiden Kinder lümmelten in sicheren Sesseln und Du kauertest hinter dem kleinen Tisch und hattest Dein Hörgerät auf und warst damit allein und warst damit allein und warst so allein. Wir fühlten uns eben aufgehobener ohne Dich. Tut mir leid.

Es tut mir weh, Papa.

Und Du hast es hingenommen, weil Du musstest, ein paar Stunden am Tag

brauchtest Du ein Gesicht, ja, ein Gesicht, eine Identität, ein Gefühl, zu Hause zu sein, ‚aufgeräumt sein‘ sagte man damals, weißt Du noch, Du durftest es nicht zu lange ganz einbüßen, dieses Gefühl, und auch Dein Gesicht, sonst hättest Du es am nächsten Morgen ganz verloren gehabt, Dein Gesicht, und es nicht mehr und nie mehr wieder gefunden, davor hattest Du so eine Angst. Wenn Du zurückdenkst. Weißt Du noch, wie viel Angst wir alle hatten! Aber Du hast es geschafft, es zu behalten, Dein Gesicht, auch wenn wir, wie immer, nicht mit Dir spielen wollten. Papa.

Nein. Es war anders, diesmal. Dieser Sonntag erwischt den Vater und den Sohn bei einem Spiel. Max staunt über ein rotes Gesicht im Spiegel. Seines. Der Vater sieht das, trotz der elenden, dunklen Funzel, und wundert sich.

Und muss lachen. Der Sohn muss auch lachen und macht weiter mit dem roten Gesicht. Das geht so: Man stellt sich vor den Spiegel und hält die Luft an. Dann drückt man und drückt und presst sein Blut so stark in den Kopf, dass der tomatenrot anläuft. Dabei sieht das Gesicht natürlich völlig entstellt aus. Der Vater muss laut lachen. Über das rote Gesicht des verzerrten Sohnes. Er stellt sich sofort dazu,

bückt sich auf die Höhe von Max, des Jungen, der aussieht wie ein Monster. Und presst ebenfalls. Zwei Tomatenköpfe jetzt. Es ist, wie wenn man sich plötzlich einig ist, dass aller Ärger vorher, in allen Jahren vorher: nur gespielt war. Das hier, das! Ist das richtige Leben. Die Monsterköpfe werden noch ein wenig röter. Das Lachen wird ausgelassener, wilder. Fast kreischen die beiden so unterschiedlichen Kerle in der halbdunklen kleinen Diele –

Max.

Er liegt weinend da. Er ist zu Tode erschrocken, der Sohn. Tatsächlich. Da liegt er in den Armen seines Vaters. Und weint?

„Max!“

Der Vater hat ihn plötzlich ganz schnell ins Wohnzimmer getragen. Wie Daedalus seinen Sohn Ikarus getragen hat, als der ertrunken war. Zum Ersticken voll mit Selbstvorwürfen trug der Vater seinen Sohn. Der hier war nicht ertrunken. Aber ohnmächtig geworden.

„Max?“

Ja, so muss es wohl gewesen sein. Er kippt plötzlich um und liegt wie tot da, der Sohn. Und der Vater tut genau das Richtige. Er nimmt ihn und trägt ihn weg von diesem Fleck, hinein in das sonntägliche Wohnzimmer. Dort ist es auch heller. Er setzt sich mit dem Sohn auf dem Arm in einen Sessel und hält ihn einfach. Der Vater. So wie es sich gehört. Es ist fast nicht zu glauben. Jetzt hält er ihn und tröstet ihn, denn

schon wacht er auf und weint und ist zu Tode erschrocken. Und ist ganz weiß jetzt.

Max.

Der Sohn bemerkt, dass etwas passiert sein muss, weint immer weiter, laut und haltlos. Und beobachtet doch gleichzeitig alles von oben. Er liegt wirklich in den Armen dieses Vaters, der seiner ist und der ihn hält. Ein Bild, das er braucht, weil er sonst nicht leben kann. Er hat es bekommen, dieses Bild. Er hat einen Vater. Und er ist so stark, sein Vater, dass er ihn halten kann. So lange, bis Max wieder auf seinen eigenen Beinen stehen will.

Er riecht ihn. Das riecht gut. Und er will jetzt nie mehr da weg. Er bleibt einfach liegen. Mit seinem Vater.

Vater. Vater. Max.